präsidentin Heide Simonis streut, weist er wohl zu Recht als Irrtum zurück.

Die Tiefebene zwischen Elbmündung und dänischer Grenze gilt ihm offensichtlich als strategisches Hinterland. In der neuen Heimat, wo er seit längerem ohnedies achtern Diek eine Reetdachkate besitzt, kann er sein Defizit an Volkstümlichkeit aufarbeiten und sich eine Hausmacht schaffen.

Volker Rühe, der in seinem früheren politischen Leben die Nato-Osterweiterung betrieb oder im Kosovo nach Lösungen suchte, übt sich in der Pose des um Bodenständigkeit bemühten Weltbürgers. Natürlich lächelt er noch ein bißchen schief, wenn ihm in Husum der Landrat ein Weckglas mit Meeresschlick überreicht („Für den hohen Besuch zwei Kilo Watt"), aber ein gestandener Profi nimmt das in Kauf.

Denn in diesem unübersehbaren Gefälle zwischen gestern und heute liegt die Chance von morgen – seine sicherlich letzte und womöglich nicht schlechte.

Die Wiedererstarkung der schwer gebeutelten Volkspartei soll aus den Ländern kommen, doch die herrschende Wirklichkeit wirft Fragen auf. Springt am 7. Februar selbst der forscheste unter den „jungen Wilden", der Hesse Roland Koch, bei den Parlamentswahlen zu kurz, droht der CDU eine knüppelharte Durststrecke. In Berlin oder Thüringen läuft sie ohnehin Gefahr, die Macht zu verlieren.

Aber gleich danach tritt ja in Kiel der Rühe an. Wäre er seit Jahren der erste Christdemokrat, der eine Rot-Grün-Regierung aus den Angeln hebt, eröffnen sich Perspektiven: Der dann zum Leuchtturm aufgewachsene Ministerpräsident im Norden hätte gegenüber seinem Kollegen in Bayern die „institutionelle Waffengleichheit" hergestellt.

Um das hinzukriegen, rückt er dem Antipoden thematisch näher, denn „insoweit" könne man von Stoiber lernen. Wie der bajuwarische Kini „die Symbiose aus Laptop und Lederhose" als Slogan für die Verschmelzung von Tradition und Moderne predigt, legt sich nun der Kandidat im Friesischen ins Zeug: „Plattdeutsch und High-Tech", das passe „ganz prima" zusammen.

Er möchte in einer zunehmend sich globalisierenden Welt die regionale Identität päppeln, parteipolitisch aber auch grenzüberschreitend wirken. Sollen andere Gräben vertiefen; der auf Ausgleich bedachte Hanseat rühmt sich seiner „guten Kontakte zu Helmut Schmidt".

Mit Freundlichkeiten an die Adresse des sozialdemokratischen Altkanzlers hatte schon vor kurzem der Wahlkämpfer Gerhard Schröder die erhofften Effekte erzielt – und überhaupt: Im Gezerre um Mehrheit und Mitte scheint der Taktiker Rühe wenig dabei zu finden, das Erfolgsschema des neuen Bonner Regierungschefs zu kopieren.

Ähnlich dem Niedersachsen, der ungeniert die Landsleute in seine Karriereregelüste einspannte, sendet auch der Parteichrist deutliche Signale: Als Oppositionsführer steht er nicht zur Verfügung; votieren die Schleswig-Holsteiner für ihn, wird man weitersehen.

Sich derart zu äußern, sagt Volker Rühe, sei er seinem „Image der Geradlinigkeit schuldig … ich bin halt 'n schlechter Schauspieler". Als Helmut Kohl nach 16 Jahren endlich ging, hatte sich der Ressortleiter Verteidigung fast schon in sein Schicksal gefügt, „für die Jüngeren die Brücken bauen zu müssen".

Jetzt will er selbst noch mal drauf.

VARIO-PRESS

Minister Rühe*: *„Plattdeutsch und High-Tech"*

* Auf Truppenbesuch bei den deutschen Sfor-Soldaten in Bosnien 1997.

CSU

Messer im Rücken

Als Chaostruppe gebärden sich die Christsozialen nach Gauweilers Rückzug in München. Persönliche Feindschaften prägen die Politik.

Im Paulanerkeller am Münchner Nockherberg begann Christian Ude seine Rede mit einem spöttischen Seitenhieb auf die Konkurrenz: „Gestern hatte die CSU einen OB-Kandidaten und wir nicht. Heute wird es umgekehrt sein." Dann ließ sich der SPD-Oberbürgermeister von seinen Genossinnen und Genossen mit 97,7 Prozent abermals zum Bewerber für die Wahl des Münchner Stadtoberhaupts nominieren.

Ude, 51, seit knapp fünfeinhalb Jahren im Amt, hat gut lachen. Wenige Stunden vor seiner Kür am vergangenen Montag war dem politischen Gegner CSU gerade mal wieder der OB-Kandidat abhanden gekommen – der dritte binnen vier Monaten. Weil er „nicht das Vertrauen des derzeitigen Vorstands der Münchner CSU" habe, hatte der ehemalige Kreisverwaltungsreferent und jetzige Bundestagsabgeordnete Hans-Peter Uhl, 54, seine Kandidatur zurückgezogen. Nun soll der Bundestagsneuling Aribert Wolf, 39, gegen Ude antreten.

Mit dem Rückzug Uhls erreicht ein Schauspiel seinen vorläufigen Höhepunkt, das – außer für die Akteure selbst – für kaum jemanden noch zu verstehen ist und den CSU-Bezirksverband München republikweit zum Gespött der Union gemacht hat. Schuld daran sind die beiden prominentesten christsozialen Kommunalpolitiker in der Bayern-Hauptstadt: Uhl sowie dessen Vorgänger als Kreisverwaltungsreferent, Peter Gauweiler, 49, bis vorvergangene Woche Bezirkschef. Das Duo ist einander seit Jahren in offener Feindschaft verbunden.

„Ein Messer, auf dessen Griff die Buchstaben CSU stehen", hätten ihm Gauweiler und dessen Getreue nach der Wahl zum OB-Kandidaten Ende November vorigen Jahres in den Rücken gerammt, klagt Uhl: „Und nach vorn sollte ich mit strahlendem Gesicht Wahlkampf machen." „Stimmt nicht", kontert Gauweiler: Uhl habe seine Bewerbung zurückziehen müssen, „weil er seinen gefährlichsten Gegner unterschätzt hat – sich selbst".

Derart freundliche Worte übereinander hatten die führenden Münchner CSU-Funktionäre in der Vergangenheit allenfalls hinter verschlossenen Türen oder mit Journalisten unter dem Siegel strengster

FOTOS: F. HELLER / ARGUM

Kontrahenten Gauweiler, Uhl: *„Verbrannte Erde hinterlassen“*

Vertraulichkeit gewechselt. Doch seit Gauweiler Mitte Dezember vorigen Jahres seinen Rückzug vom Bezirksvorsitz angekündigt hat, ist die Scheu verschwunden. Nun erfährt auch die Öffentlichkeit, was die Herren wirklich übereinander denken – und darf sich wundern, in welch chaotischem Zustand Gauweiler seinen Verband nach knapp neun Jahren an der Spitze hinterläßt.

Seit der Übernahme der Truppe mit ihren 9000 Mitgliedern im April 1990 sorgte Gauweiler zielstrebig dafür, daß auf Posten in Partei und Stadtratsfraktion möglichst treue Gefolgsleute landeten. Das hieß, sie mußten gegen Uhl sein. Uhl, selbst nach Aussage von Vertrauten in puncto Selbstsicherheit und Eitelkeit nur schwer zu übertreffen, sollte in Schach gehalten werden. Gauweiler fürchtete ihn, auch wegen chronischer Illoyalität, als gefährlichsten innerparteilichen Gegner. So zerfiel die Münchner CSU in zwei Gruppen: die Gauweiler-Anhänger und die Uhl-Befürworter, wobei erstere in der Außenwirkung dominierten. Inhaltlich gab es zwischen beiden kaum Meinungsverschiedenheiten.

Als Bezirkschef Gauweiler im Sommer vergangenen Jahres überlegen mußte, wen seine Partei im Juni 1999 gegen SPD-Mann Ude ins Rennen schicken sollte, war für ihn vor allem eines klar: Uhl dürfe es keinesfalls werden. Da Gauweiler schon kurz nach seiner 43,4-Prozent-Niederlage bei der OB-Wahl 1993 gegen den populären Sozialdemokraten angekündigt hatte, nicht noch einmal selbst zu kandidieren, fiel seine Wahl auf Monika Hohlmeier.

Doch da spielte Ministerpräsident Edmund Stoiber nicht mit. Drei Wochen nach der bayerischen Landtagswahl vom 13. September vorigen Jahres beförderte er die Strauß-Tochter von der Staatssekretärin im Kultusministerium zur Ministerin und nahm sie damit von der Münchner Kandidatenliste.

Im Bestreben, Uhl zu verhindern und dennoch einen zugkräftigen Bewerber zu bekommen, wandte sich Gauweiler im Oktober diskret an den stellvertretenden Parteivorsitzenden und ehemaligen Bundesgesundheitsminister Horst Seehofer, 49, der damals gerade aus dem Amt geschieden war. Die Lösung, die charmant und spektakulär zugleich gewesen wäre, platzte. Er könne, ließ Seehofer Gauweiler wissen, seinen Ingolstädter Wahlkreis nicht nach einer Niederlage verlassen und sich Richtung München verabschieden. „Das“, so Seehofer, „würden die Menschen bei mir zu Hause nicht verstehen.“

So schickte Gauweiler, als offiziellen Kandidaten Nummer zwei, den Landtagsabgeordneten und früheren Münchner Gesundheitsreferenten Thomas Zimmermann los. Gerade mal vier Tage nach seiner Nominierung durch den Bezirksvorstand, am 20. November, zog sich dieser zurück und überließ Uhl den Vortritt.

Gauweiler, der sich ungeachtet der rotgrünen Mehrheit im Rathaus zugute hält, die Münchner CSU „zum erfolgreichsten Unionsverband in einer deutschen Großstadt“ entwickelt zu haben, mußte handeln. Seine Befürchtung: Intimfeind Uhl könnte bei der regulären Vorstandswahl im Juli 1999 auch den Bezirksvorsitz erobern, wenn er wenige Wochen zuvor bei der OB-Wahl ein respektables Ergebnis erzielt hätte.

OB-Kandidat Wolf

Um nicht unrühmlich geschlagen zu werden, kündigte Gauweiler Mitte Dezember seinen vorzeitigen Rücktritt zum 14. Januar dieses Jahres an. Als Nachfolger schlug er seinen engen Vertrauten Johannes Singhammer, 45, vor, der ihm als Leiter des Staatssekretärbüros im bayerischen Innenministerium gedient hatte und 1994 den Sprung in den Bundestag schaffte. Vorvergangenen Donnerstag wurde Singhammer wie vorgesehen gewählt. Er erhielt 84 Stimmen, Gegenkandidat Uhl 49.

Uhls Versuch, die Partei damit zu erpressen, er werde die OB-Kandidatur niederlegen, wenn er nicht auch neuer Bezirkschef werde, war gescheitert. Folgerichtig mußte er den Rückzug antreten, sonst hätte ihn kaum noch jemand ernst genommen. „Verbrannte Erde“ habe Gauweiler hinterlassen, konstatiert Uhl, der sich vergangenen Sommer mit seiner Kampagne zur Ausweisung des straffälligen Serientäters „Mehmet“ in die Türkei bundesweit einen Namen machte.

Um die erfolgreiche Wiederaufforstung im Bezirksverband soll sich nun Singhammer gemeinsam mit dem OB-Kandidaten Nummer vier, Aribert Wolf, kümmern. Das ist nicht ohne Pikanterie: Vor viereinhalb Jahren noch plädierte Singhammer dafür, Wolf aus der Partei auszuschließen, nachdem dieser bei der Stadtratswahl 1994 unverfroren mit einer „Jungen Liste“ der eigenen Partei Konkurrenz gemacht und auch noch 2 der 80 Sitze im Rathaus geholt hatte.

Getrübt war damals insbesondere auch Wolfs Verhältnis zu Gauweiler, dem er „diktatorische Züge“ und „ein gerüttelt Maß an Rücksichtslosigkeit“ vorwarf. Später entschuldigte sich Wolf schriftlich bei seinem Bezirkschef und konnte dann vergangenes Jahr mit dessen Segen für den Bundestag kandidieren.

Von den alten Zeiten will der mutmaßliche neue OB-Kandidat Wolf, 39, nichts mehr wissen. „Sünden aus ungestümen Jugendjahren“ seien das gewesen, urteilt er reumütig. Sein politisches Motto für München beschreibt er so: „Der Wolf hat Fährte aufgenommen und wird nicht ruhen, bis er den Oberbürgermeister Ude zur Strecke gebracht hat.“

Offiziell zum Herausforderer nominiert werden soll Wolf am 8. Februar – falls bis dahin nicht ein neuer Kandidat dazwischenkommt.

WOLFGANG KRACH